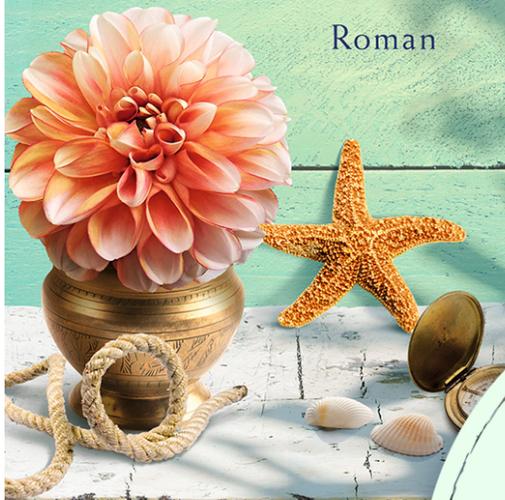


SUSAN  
MALLERY

Meeresrauschen  
und Inselträume

Roman



SUSAN  
MALLERY

Blackberry  
Island

SUSAN  
MALLERY

Der Sommer  
der Inselchwestern

ROMAN



HarperCollins

3  
in 1

SUSAN  
MALLERY

Wie  
zwei Inseln  
im Meer

Roman

HarperCollins

Anderthalb Stunden später küsste Carly ihre Tochter auf die Stirn. „Schlaf schön“, flüsterte sie. „Ich hab dich lieb.“

„Ich dich auch, Mom.“

Gabby klang schläfrig, ihr fielen bereits die Augen zu. Obwohl ihre Tochter schon seit Jahren keine Gutenachtgeschichte mehr hören wollte, mochte sie es, von ihr ins Bett gebracht zu werden. Sie war neun, im Herbst würde sie zehn werden. Wie lange würde es noch dauern, bis sie ihre Mutter eher als Nervfaktor denn als Freundin betrachtete?

Carly konnte sich nicht mehr erinnern, wie alt sie gewesen war, als sie anfang, alles, was ihre Eltern taten, entweder bescheuert oder peinlich zu finden. Mit siebzehn hatte sie sich nichts sehnlicher gewünscht, als sie loszuwerden. Seltsam, dass erst ihre Mutter davonlaufen musste, ehe ihr bewusst wurde, wie sehr sie sie in Wirklichkeit brauchte. Doch da war es zu spät gewesen, um ihr das zu sagen und all die Dinge von ihr zu lernen, die ihr dabei geholfen hätten, eine erwachsene Frau zu werden.

Bevor sie aufstand, gab sie Gabby noch einen Kuss und schwor sich innerlich, ihr Kind niemals im Stich zu lassen, was auch passieren mochte. Ein Nachtlicht leuchtete ihr den vertrauten Weg aus dem Kinderzimmer. Obwohl Gabby immer öfter nach mehr Eigenständigkeit verlangte, war ihre Tochter weiterhin froh über das sanfte Licht, das über ihren Schlaf wachte.

Auf der Türschwelle wandte Carly sich um und betrachtete das schlafende Mädchen, dann ging sie in ihr Zimmer. Die Vorhänge hatte sie selbst genäht und die Regale eigenhändig aufgearbeitet. Farbe war billig und so jagte sie gerne im Trödeladen von Blackberry Island nach Schnäppchen. Auch den bunten Quilt, der noch in der Plastikverpackung des Ladens steckte, hatte sie auf die Art gefunden. Ganz unten in ihrem Schrank bewahrte sie ein großes Einweckglas auf, in das sie all ihr Kleingeld legte. Das war ihr „Sparstrumpf“ für den Geburtstag ihrer Tochter und für Weihnachten. Trotz des chronischen Geldmangels waren sie immer über die Runden gekommen.

Das würde sich jedoch schlagartig ändern, wenn man sie feuerte. Dann würde sie nicht nur ihre Arbeit verlieren, sondern auch ihr einziges Zuhause.

Einen Moment lang stand sie reglos im Halbdunkeln und dachte daran, wie es gewesen war, als dieses Zimmer Michelle gehört hatte. Damals verbrachten sie an den Wochenenden viele Nächte gemeinsam, meistens im Inn, denn dort war es besser. Sicherer. Als sie in Gabbys Alter waren, bastelten sie Ketten aus Margeriten für sich selbst und für die Gäste. Sie liefen zum Strand hinunter und warfen Steine ins Meer. Michelle watete in das kalte Wasser, doch sie blieb am Ufer. Sie hatte immer schon Angst vor Wasser gehabt. Es gab keinerlei Erklärung dafür, kein frühkindliches Trauma, die Phobie war einfach da. Und leider hatte sie sie an ihre Tochter vererbt.

In den guten Momenten sagte sie sich, dass sie dies mit ihrer Liebe, ihrer Fürsorge und einem beständigen Zuhause mehr als ausgeglichen hatte. Gabbys Welt war geordnet und vorhersehbar, und sie waren glücklich zusammen. Und was auch immer sie tun musste, sie hatte dafür zu sorgen, dass das so blieb.

Das Motel-Zimmer hätte an jeder beliebigen Straße Amerikas liegen können. Das Bett war schmal und hart, die Laken rau, der Teppich voller Flecken. Die dunklen Vorhänge schlossen nicht ganz, Autoscheinwerfer streiften das Fenster und warfen Muster auf die gegenüberliegende Wand. Aus dem Badezimmer war das stetige Tropfen eines Wasserhahns zu hören.

Michelle vermutete, dass sie ein schöneres Zimmer hätte finden können, doch das war ihr nicht wichtig gewesen. Dieses würde für die heutige Nacht genügen. Es hatte zudem den Vorzug, nahe am Highway zu liegen und ein bevorzugter Übernachtungsort für Trucker zu sein. Es war unwahrscheinlich, dass sie hier jemanden traf, den sie kannte. Anonymität war gerade genau das, wonach sie suchte.

Sie ließ das Wasser in der Dusche laufen, bis das kleine Bad von Dampf erfüllt war. Nachdem sie ihre Kleider abgestreift hatte, trat sie in den feuchten Nebel und ließ das heiße Wasser an sich hinabrinnen. Sie nahm das winzige Stück Seife, rieb ihr Haar damit ein und spülte es dann aus.

Trotz der Hitze zitterte sie. Nach einer Weile drehte sie die Wasserhähne zu und trocknete sich mit dem dünnen, schmalen Motel-Handtuch ab. Sie konnte sich nicht im Spiegel sehen, doch das war ihr nur recht so. Sie würde ohnehin kein Make-up auftragen. Das einzige Zugeständnis, das sie ihrer Haut während der Stationierung gemacht hatte, hatte aus der Verwendung von Sonnencreme bestanden. Nun, da sie zurück im kühlen Nordwesten der USA war, musste sie sich nicht mal mehr damit herumschlagen.

Als sie sich anzog, vermied sie es, die Wunden auf ihrer Hüfte anzusehen. Sie war sich sicher, dass der Chirurg sein Bestes getan hatte, als er ihre Schusswunde flickte und die Narben auf ein Minimum reduziert hatte, doch es war nicht viel Haut übrig gewesen, mit der er hätte arbeiten können.

Ihr war klar, dass sie Glück im Unglück gehabt hatte. An ihr war noch alles dran. Eine neue Teilhüfte war nichts im Vergleich zu dem, was andere hatten durchmachen müssen. Sie hatte überlebt und somit das höchste Ziel eines jeden Soldaten erreicht: Nicht sterben. Der Rest würde sich schon von selbst regeln.

Sie verließ das kleine Bad. Auf dem winzigen Schreibtisch in der Ecke des Zimmers lag ein Stapel Take-away-Speisekarten. Es wäre vermutlich keine so schlechte Idee, etwas zu essen. Sie musste noch immer Antibiotika und Schmerzmittel einnehmen und mit etwas im Magen würde sie die Tabletten leichter herunterbekommen. Sie könnte sie aber auch einfach weglassen und das Problem anders lösen.

Die Papiertüte stand auf dem Nachttisch. Sie ging hinüber und zog die Wodka-Flasche daraus hervor.

„Hallo, du“, murmelte sie und schraubte sie auf. „Ich suche nichts Festes. Wie wär’s, willst du die Nacht mit mir verbringen?“

Der Psychologe im Krankenhaus hatte sie davor gewarnt, dass Humor als Abwehrmechanismus ihre vollständige Genesung womöglich behinderte. Sie hatte ihm geantwortet, dass dies ein Makel sei, mit dem sie leben könne.

Die Nacht war ruhig. Das stetige Rauschen der vorbeifahrenden Autos war praktisch ein Schlummerlied im Vergleich zu dem, was sie noch vor ein paar Monaten beim Einschlafen gehört hatte. Es drohten keine Explosionen, kein Getöse schwerer

Panzerfahrzeuge, es flogen keine Kampfflieger über sie hinweg. Die Nacht war kühl und nicht heiß, der Himmel bewölkt statt klar.

Sie würde ein paar Entscheidungen treffen müssen. Sie konnte das Inn nicht meiden, sie gehörte dorthin, oder zumindest hatte sie das einmal. Und dann war da das Problem mit Carly. Ihr mitzuteilen, dass sie gefeuert war, hatte sich so gut angefühlt. Vielleicht sollte sie sie dabehalten, um sie immer wieder feuern zu können. Als kleines Geschenk an sich selbst.

„Das ist richtig böse, sogar für deine Verhältnisse“, sagte sie laut, während sie den Wodka anstarrte.

Die Erschöpfung ließ ihre Glieder schwer werden und weckte das Bedürfnis, sich hinzulegen und die Augen zuzumachen. Sie widerstand ihm, obwohl sie den Schlaf dringend benötigte, um wieder gesund zu werden, denn er hatte seinen Preis. Mit ihm kamen die Träume und die waren eine Vorstufe zur Hölle.

„Mit dir ist das ganz anders“, sagte sie und hob die Flasche an die Lippen. „Mit dir habe ich einfach nur Spaß.“

Sie nahm einen tiefen Schluck, ließ die brennende Flüssigkeit durch ihre Kehle rinnen und sie ihren leeren Magen füllen. Dann trank sie weiter, bis sie sicher war, dass sie traumlos schlafen würde und eine Nacht lang alles vergessen konnte.

## 4. KAPITEL

Ein Klopfen an der Hintertür in der Küche veranlasste Gabby dazu, von ihrem Stuhl zu rutschen und dem Geräusch entgegenzulaufen.

„Ich geh schon!“, rief sie.

Es hat einfach keinen Sinn, ihr zu sagen, dass sie leiser sein soll, dachte Carly. Gabby war ein Morgenmensch. An den meisten Tagen machte ihr das nichts aus, doch nach einer durchwälzten Nacht wie heute bohrte sich die grelle Stimme ihrer Tochter wie ein dicker Glassplitter in ihr Gehirn.

Gabby fummelte am Schloss herum, dann riss sie die Tür auf.

„Onkel Robert!“

Sie stürzte mit offenen Armen auf den Mann zu, der im Türrahmen stand, alles an ihr strahlte freudige Erwartung aus. Robert fing sie auf und warf sie hoch in die Luft.

„Wie geht’s meinem tollsten Mädchen?“, fragte er und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

„Gut. Wir essen gerade Pancakes mit Brombeeren.“

Robert lachte leise. „Na, das ist ja mal ganz was Neues.“

Sie lachten beide, dann setzte er sie wieder auf dem Boden ab. Gabby ging zu ihrem Stuhl zurück und Robert schloss die Tür hinter sich.

„Wie war’s?“, fragte er, als er in die Küche trat.

Carly wusste sofort, wovon er sprach, jedoch nicht, was sie antworten sollte. Also zuckte sie nur unbestimmt die Achseln und machte sich daran, ihm einen Kaffee einzuschenken. Robert setzte sich auf seinen gewohnten Platz – er war ein regelmäßiger Gast an ihrem Frühstückstisch, er kam mehrmals pro Woche vorbei.

„Danke“, sagte er und nahm die Kaffeetasse entgegen. Dann wandte er sich Gabby zu. „Bist du fertig für die Schule?“

Sie nickte eifrig, wobei ihr blonder Pferdeschwanz auf und ab wippte. Gabby liebte die Schule, den Unterricht ebenso wie ihre Freunde. Wenigstens dort war sie fröhlich und gesellig.

„Und was lernst du diese Woche?“, fragte er weiter. „Integralrechnung? Du bist doch schon auf dem College, stimmt’s?“

Gabby kicherte. „Onkel Robert, ich bin erst neun!“

„Wirklich? Du siehst viel älter aus. Ich dachte, du wärst mindestens zwanzig.“

Die Unterhaltung lief in vertrauten Bahnen ab. Gabby liebte ihren Onkel, es bestand eine tiefe Verbindung zwischen den beiden. Familie war etwas Gutes, sagte Carly sich. Allerdings hatte sie erst Gabby bekommen müssen, um zu dieser Überzeugung zu gelangen. Ihre Tochter war ein Geschenk, von dem sie nicht sicher war, ob sie es verdiente. Ihre übrigen familiären Beziehungen waren bestenfalls zweifelhaft.

Robert war immer überaus lieb und mehr als großzügig mit seiner Zeit und seiner Aufmerksamkeit gewesen. Vieles tat er aus Schuldgefühl, das wusste sie. Robert war ein guter Mann, jemand, der seine Pflichten ernst nahm und das Gleiche auch von anderen erwartete. Sein Bruder Allen hatte Roberts Pflichtgefühl jedoch nicht geteilt und sie sitzen gelassen, noch bevor Gabby geboren wurde.

Verlassen zu werden war schon Schock genug gewesen, noch schlimmer war allerdings, dass er ihr gesamtes Bankkonto leer geräumt und ihr jeden Penny genommen hatte, den sie besaß.

Damals war Robert eingesprungen und hatte ihr angeboten, bei ihm zu wohnen. Sie hatte jedoch abgelehnt und stattdessen die Stelle im Inn angenommen. Robert hatte seinen Bruder aufgespürt, doch Allen hatte das ganze Geld bereits auf den Kopf gehauen und weigerte sich, ihr etwas zurückzugeben. Es folgte die Scheidung. Allen zahlte keinen Unterhalt und verzichtete dafür auf sämtliche Rechte an seiner Tochter. Obwohl sie das Geld dringend hätte gebrauchen können, glaubte sie, einen guten Tausch gemacht zu haben. Es war besser, dass er weg war. Er gehörte zu den Männern, die Unglück säten und sich dann aus dem Staub machten, ohne auch nur einen Gedanken an den Scherbenhaufen zu verschwenden, den sie hinterließen.

Gabby beendete ihr Frühstück und trug ihre Schüssel zur Spüle.

„Ich geh mir die Zähne putzen“, verkündete sie und rannte aus dem Raum.

Robert folgte ihr mit dem Blick. „Ich kann nicht fassen, wie groß sie geworden ist.“

„Sie wird bald zehn.“ Carly goss sich einen Kaffee ein und setzte sich an den Tisch.

„Hast du sie gestern gesehen?“, fragte er.

Sie brauchte nicht nachzufragen, wer „sie“ war. Sie hatte Robert ihre Bedenken bezüglich Michelles Rückkehr anvertraut. Zudem war er Zeuge ihrer Auseinandersetzungen vor zehn Jahren gewesen.

„Ja“, gab sie zu. „Kurz. Sie ist ... anders. Dünnere. Und sie humpelt, was aber wohl kein Wunder ist.“

„Sie hat einen Schuss in die Hüfte abbekommen, stimmt's? Hab ich jedenfalls gehört.“

Carly nickte.

„Habt ihr miteinander geredet?“, fragte er.

„Nicht wirklich. Sie war müde.“

Das hatte sie zumindest vermutet. Sie würde nicht zugeben, was Michelle zu ihr gesagt hatte. Sie würde nicht einmal daran denken, ehe sie dazu gezwungen war. Erst dann würde sie sich etwas überlegen.

Die Panik kehrte zurück, doch sie ignorierte sie. Sie würde später noch ausreichend Zeit haben durchzudrehen. Wenn sie allein wäre. Ihrer Angst jetzt nachzugeben, ihre Sorgen vor Robert auszubreiten, würde eine Situation herbeiführen, die sie nicht wollte.

Er sah Allen ähnlich genug, um einerseits anziehend auf sie zu wirken und andererseits ihren Fluchtinstinkt zu wecken. Beide Männer waren mittelgroß, hatten dunkles Haar, dunkle Augen und breite Schultern. Allen, der fast sechs Jahre jünger war als Robert, hatte jedoch die Attitüde und das freigiebige Lächeln eines Mannes, der sich